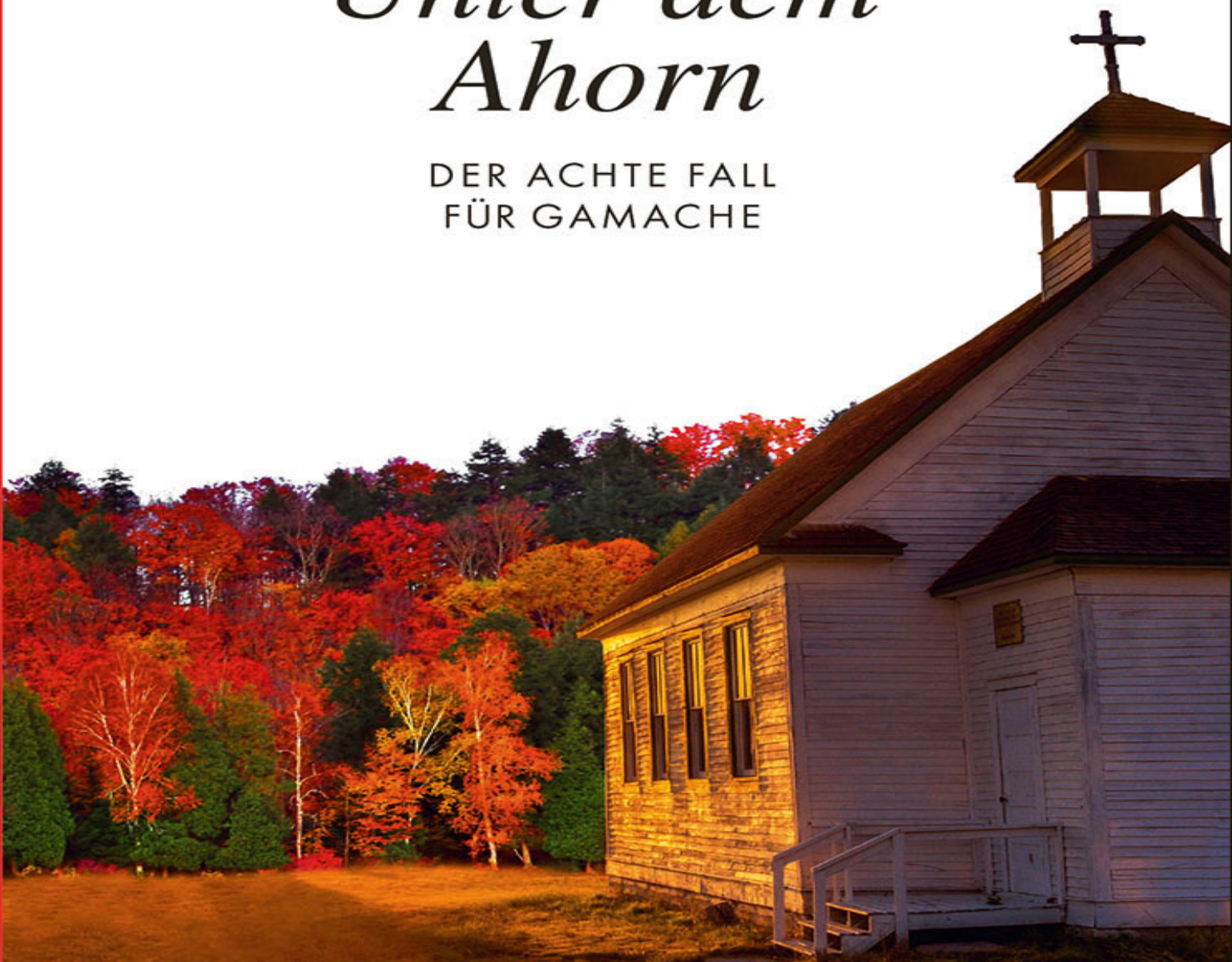


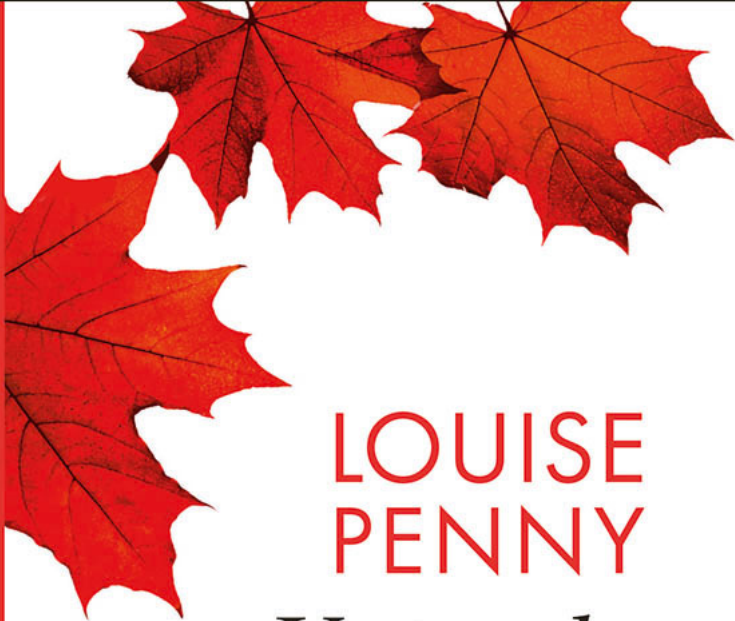


LOUISE
PENNY

*Unter dem
Ahorn*

DER ACHTE FALL
FÜR GAMACHE





LOUISE
PENNY

*Unter dem
Ahorn*

DER ACHTE FALL
FÜR GAMACHE



K
A
M
P
A

Louise Penny

Unter dem Ahorn

Der achte Fall für Gamache

Aus dem kanadischen Englisch von Sepp Leeb

Kampa

*Dieses Buch ist denen gewidmet, die niederknien,
und denen, die aufstehen.*

Prolog

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts merkte die katholische Kirche, dass sie ein Problem hatte. Zugegebenermaßen nicht nur eins. Doch das Problem, das ihr zu diesem Zeitpunkt zu schaffen machte, hatte mit dem Stundengebet zu tun, mit den acht Andachten im täglichen Leben einer Ordensgemeinschaft, bei denen geistliche Gesänge angestimmt werden. Gregorianische Choräle. Schlichte Lieder, gesungen von demütigen Mönchen.

Um es kurz zu machen, die katholische Kirche hatte das Stundengebet verloren.

Die einzelnen Andachten im Lauf eines geistlichen Tages wurden weiterhin abgehalten, und in manchen Klöstern wurden auch noch gelegentlich sogenannte gregorianische Choräle gesungen, aber selbst in Rom musste man zugeben, dass sich diese Gesänge so weit von den Originalen entfernt hatten, dass sie als korrumpiert, sogar barbarisch angesehen wurden. Zumindest verglichen mit den anmutigen Gesängen früherer Jahrhunderte.

Doch ein Mann hatte eine Lösung parat.

1833 machte es sich Dom Prosper, der spätere Abt von Saint-Pierre de Solesmes, als junger Mönch zur Aufgabe, das alte französische Kloster und mit ihm auch die

ursprünglichen gregorianischen Choräle zu neuem Leben zu erwecken.

Das zog jedoch ein anderes Problem nach sich. Wie sich nach umfangreichen Nachforschungen des Abtes herausstellte, wusste niemand mehr, wie diese mehr als tausend Jahre alten Choräle geklungen hatten. Da es zur Zeit ihrer Entstehung noch kein Notierungssystem gegeben hatte, existierten auch keine schriftlichen Aufzeichnungen von ihnen. Sie waren auswendig gelernt und nach jahrelangem Studium von Mönch zu Mönch mündlich weitergegeben worden. Die Choräle waren einfach, aber gerade in ihrer Einfachheit lag enorme Kraft. Die ursprünglichen Gesänge waren tröstlich, beruhigend, hypnotisch.

Ihre Wirkung auf diejenigen, die sie sangen und hörten, war so intensiv, dass die alten Choräle unter dem Namen »Das schöne Mysterium« bekannt wurden. Die Mönche glaubten, das Wort Gottes zu singen. Mit der betörend ruhigen, Zuversicht spendenden Stimme Gottes.

Was Dom Prosper jedoch wusste, war, dass sich schon im 9. Jahrhundert, tausend Jahre vor seinen Lebzeiten, ein anderer Mönch mit dem Mysterium der Choräle beschäftigt hatte. Der Legende nach hatte dieser unbekannte Mönch eine geniale Idee. Er beschloss, die Gesänge schriftlich aufzuzeichnen. Damit sie erhalten blieben. Seine unbedarften Novizen machten zu viele Fehler beim Lernen der Choräle. Falls die Worte und die Musik tatsächlich göttlichen Ursprungs waren, wovon er felsenfest überzeugt

war, mussten sie sicherer aufbewahrt werden als in derart unzulänglichen menschlichen Köpfen.

Dom Prosper konnte sich bildlich vorstellen, wie dieser Mönch damals in einer kargen Zelle wie seiner eigenen ein Stück Vellum, besonders hochwertiges Pergament, vor sich liegen hatte und seinen geschärften Federkiel in das Tintenfass tauchte. Natürlich schrieb er den Text, Passagen aus den Psalmen, auf Latein. Und als er damit fertig war, kehrte er an den Anfang zurück. Zum ersten Wort.

Sein Federkiel verharrte darüber.

Und jetzt?

Wie Musik aufschreiben? Wie etwas so Erhabenes festhalten? Zunächst versuchte er es mit schriftlichen Anweisungen, doch das war viel zu mühsam. Mit Worten ließ sich unmöglich beschreiben, wie diese Musik den normalen menschlichen Zustand transzendierte und den Menschen zum Göttlichen erhob.

Der Mönch wusste nicht weiter. Tage und Wochen ging er seinem klösterlichen Alltag nach. Betete und arbeitete mit den anderen. Sang das Stundengebet. Unterrichtete die jungen und leicht abzulenkenden Novizen.

Bis ihm eines Tages auffiel, dass sie sich auf seine rechte Hand konzentrierten, wenn er sie beim Singen anleitete. Rauf, runter. Schneller, langsamer. Ruhig, ruhig. Den Text hatten sie sich eingepägt, aber für die Musik waren sie auf seine Handzeichen angewiesen.

Am Abend, nach der Vesper, saß der namenlose Mönch bei kostbarem Kerzenlicht an seinem Tisch und betrachtete

die sorgsam auf das Pergament geschriebenen Psalmen. Dann tauchte er seinen Federkiel in die Tinte und schrieb die erste Musiknote.

Es war eine Welle über einem Wort. Ein kurzer verschnörkelter Strich. Dann noch einer. Und noch einer. Er zeichnete die Bewegungen seiner Hand. Stilisiert. Wie sie einen unsichtbaren Mönch anleitete, einen höheren Ton zu singen. Noch höher. Ihn dann zu halten. Dann noch höher. Ganz kurz auf ihm zu verharren, um schließlich in einem schwindelerregenden musikalischen Absturz nach unten zu taumeln.

Er summt beim Schreiben mit. Seine einfachen, über die Seite flatternden Handzeichen erweckten die Wörter zum Leben. Ließen sie emporsteigen. Davonfliegen. Voller Freude. Er konnte hören, wie die Stimmen noch gar nicht geborener Mönche in seinen Gesang einstimmten. Exakt die Choräle sangen, die ihn befreiten und sein Herz zum Himmel hoben.

In seinem Bestreben, das schöne Mysterium festzuhalten, hatte der Mönch die Notenschrift erfunden. Aber noch nicht die Noten, wie wir sie heute kennen. Seine Zeichen wurden unter dem Begriff Neumen bekannt.

Im Lauf der Jahrhunderte nahm der schlichte Gesang immer komplexere Formen an. Instrumente und Harmonien wurden hinzugefügt, was wiederum zu Akkorden und Notenlinien und schließlich zu unserem heutigen Notensystem führte. Do-re-mi. Die moderne Musik war geboren. Die Beatles, Mozart, Rap. Disco, *Annie Get Your*

Gun, Lady Gaga. Alle aus demselben uralten Samen hervorgegangen. Ein Mönch, der seine Handbewegungen zeichnete. Summend und dirigierend und nach dem Göttlichen strebend.

Die gregorianischen Choräle waren der Ursprung der westlichen Musik. Aber irgendwann wurden sie von ihren undankbaren Kindern getötet. Begraben. Verloren und vergessen.

Bis im frühen 19. Jahrhundert Dom Prosper, abgestoßen von der, wie er es sah, Vulgarität der Kirche und vom Verlust von Reinheit und Schlichtheit, zu der Überzeugung gelangte, dass es Zeit war, die ursprünglichen gregorianischen Choräle neu erstehen zu lassen. Die Stimme Gottes wiederzufinden.

Seine Mönche schwärmten über ganz Europa aus. Durchforsteten Klöster, Bibliotheken, Sammlungen. Mit einem einzigen Ziel. Das uralte Originalmanuskript zu finden.

Die Mönche kehrten mit zahlreichen in fernen Bibliotheken und Sammlungen verschollenen Schätzen zurück. Und schließlich gelangte Dom Prosper zu der Überzeugung, dass eine in verblassten Neumen verfasste Choralniederschrift das Original sein musste. Die erste und vielleicht einzige Aufzeichnung, wie gregorianische Choräle geklungen hatten. Es war ein fast tausend Jahre altes Pergament aus Kalbshaut.

In Rom war man anderer Meinung. Der Papst hatte eine eigene Suche veranlasst und ein anderes Notendokument

aufgespürt. Er bestand darauf, dass auf dieser ramponierten Kalbshaut aufgezeichnet war, wie das Stundengebet zu singen war.

Und wie so oft, wenn sich Kirchenmänner uneins sind, kam es zum Krieg. Zwischen der Benediktinerabtei Solesmes und dem Vatikan schossen Gesangssalven hin und her. Beide Seiten bestanden darauf, dass ihre Version dem Original und somit dem Göttlichen am nächsten kam. Akademiker, Musikwissenschaftler, berühmte Komponisten und einfache Mönche äußerten sich zu dem Thema und ergriffen Partei in dem eskalierenden Streit, bei dem es bald mehr um Macht und Einfluss ging als um menschliche Stimmen, erhoben zur Ehre Gottes.

Wer hatte die ursprünglichen gregorianischen Choräle gefunden? Wie sollten sie gesungen werden? Wer befand sich im Besitz der wahren Stimme Gottes?

Wer hatte recht?

Nach Jahren des Streits gelangten die Gelehrten endlich zu einer stillen Übereinkunft. Die in der Folge noch stiller unter den Teppich gekehrt wurde.

Niemand hatte recht. Obwohl die Mönche von Solesmes mit hoher Wahrscheinlichkeit der Wahrheit näher gekommen waren als der Vatikan, hatten sie ihr Ziel dennoch nicht erreicht. Was sie entdeckt hatten, war authentisch und unbezahlbar – aber es war unvollständig.

Denn etwas fehlte.

Die Niederschriften der Choräle enthielten Wörter und Neumen sowie Hinweise, wann die mönchischen Stimmen

lauter, wann leiser werden sollten. Wann ein Ton höher, wann tiefer war.

Was sie jedoch nicht enthielten, war ein Ausgangspunkt. Höher, aber im Vergleich wozu? Lauter, aber im Vergleich wozu? Es war wie bei einer Schatzkarte, auf der mit einem Kreuz das Ziel eingezeichnet ist, an das man gelangen soll. Aber nicht, wo man mit der Suche beginnen soll.

Im Anfang ...

Die Benediktinermönche von Solesmes konnten sich bald als die neuen Hüter der alten Choräle behaupten. Der Vatikan gab schließlich nach, und binnen weniger Jahrzehnte hatte sich das Stundengebet von Solesmes durchgesetzt. Die wiederauferstandenen gregorianischen Choräle fanden in Klöstern der ganzen Welt Verbreitung. Die schlichten Gesänge spendeten echten Trost. Archaische Musik in einer zunehmend lärmenden Welt.

Und so hatte der Abt von Solesmes hinsichtlich zweier Dinge Gewissheit, als er in aller Stille verschied. Dass er etwas Wichtiges und Kraftvolles und Bedeutsames bewirkt hatte. Er hatte eine ebenso schöne wie schlichte Tradition neu belebt. Er hatte den korrumpierten Gesängen ihre Reinheit zurückgegeben und den Kampf gegen das effekthascherische Rom gewonnen.

Aber in seinem tiefsten Innern wusste er auch, dass er zwar gewonnen, aber nicht sein Ziel erreicht hatte. Was mittlerweile alle für authentische gregorianische Choräle hielten, kam der Sache sehr nahe, das ja. Fast göttlich. Aber nicht ganz.

Denn noch fehlte der Ausgangspunkt.

Dom Prosper, selbst ein begabter Musiker, konnte nicht glauben, dass der Mönch, der die ersten Choräle niedergeschrieben hatte, späteren Generationen keinen Hinweis gegeben hatte, wo sie beginnen sollten. Sie konnten diesbezüglich nur raten. Was sie auch taten. Aber es war nicht dasselbe wie Gewissheit zu haben.

Der Abt von Solesmes hatte vehement die Ansicht vertreten, dass das Gesangbuch, das seine Mönche gefunden hatten, das Original war. Doch auf seinem Totenbett kamen ihm Bedenken. Er stellte sich den anderen Mönch vor, wie er sich, genauso gekleidet wie er, vor Hunderten von Jahren über das Kerzenlicht beugte.

Vermutlich schrieb dieser Mönch zuerst den Text des Chorals, dann die Neumen. Und dann? Bereits im Schwebestand zwischen dieser Welt und der nächsten, wurde dem im Sterben liegenden Dom Prosper endlich klar, was dieser namenlose Mönch damals getan haben musste. Genau das, was auch er getan hätte.

Wesentlich deutlicher als seine Mitbrüder, die an seinem Sterbebett leise Gesänge anstimmten, sah Dom Prosper, wie der schon lange tote Mönch über seinen Schreibtisch gebeugt saß. Und zum Anfang zurückkehrte. Zum ersten Wort. Und ein weiteres Zeichen machte.

Am Ende seines Lebens wurde Dom Prosper klar, dass es sehr wohl einen Anfang gab. Aber finden musste ihn jemand anders. Um das schöne Mysterium zu lösen.

1

Als der letzte Ton des Chorals aus der Gebenedeiten Kapelle entwich, legte sich tiefe Stille über den Kirchenraum und mit ihr eine noch tiefere Unruhe.

Die Stille zog sich hin. Immer länger.

Diese Männer waren Stille gewöhnt, aber diesmal schien sie extrem, sogar für sie.

Dennoch standen sie in ihren langen schwarzen Kutten und den weißen Skapulieren weiter reglos da.

Und warteten.

Auch das waren die Männer gewöhnt. Doch selbst das Warten schien diesmal extrem.

Die weniger disziplinierten unter ihnen warfen verstohlene Blicke zu dem großen, schlanken alten Mann, der als Erster hereingekommen war und als Erster wieder gehen würde.

Dom Philippe hielt die Augen geschlossen. Einst war dies für ihn ein Moment tiefen Friedens gewesen, ein intimer Moment mit seinem privaten Gott zwischen dem Ende der Matutin und dem Moment, in dem er das Zeichen zum Angelus geben würde. Doch jetzt empfand er es schlicht als Flucht.

Er hielt die Augen geschlossen, weil er nicht sehen wollte.

Außerdem wusste er, was da war. Was immer da war.

Was schon Hunderte von Jahren da gewesen war, bevor er auf die Welt gekommen war, und was, so Gott wollte, noch Hunderte von Jahren da sein würde, wenn er längst auf dem Friedhof begraben lag. Ihm gegenüber zwei Reihen von Männern, in schwarzen Kutten mit weißen Skapulieren, ein schlichtes Seil um den Bauch gebunden.

Und rechts neben ihm zwei weitere Reihen von Männern.

Sie standen einander auf dem Steinboden der Kapelle gegenüber wie mittelalterliche Schlachtreihen.

Nein, sagte sein müder Geist. Nein. Ich darf es nicht als eine Schlacht oder einen Krieg betrachten. Nur als gegensätzliche Ansichten. Vertreten in einer intakten Gemeinschaft.

Warum sträubte er sich dann so dagegen, die Augen zu öffnen? Den Tag auf den Weg zu bringen?

Das Zeichen für die großen Glocken zu geben, damit sie den Wäldern und Vögeln und Seen und Fischen den Angelus läuteten. Und den Mönchen. Den Engeln und allen Heiligen. Und Gott.

Ein Räuspern.

In der tiefen Stille klang es wie eine Bombe. Und in den Ohren des Abts klang es wie das, was es war.

Eine Kampfansage.

Es kostete ihn Mühe, die Augen weiter geschlossen zu halten. Er blieb reglos und still. Aber der Frieden war dahin. Jetzt herrschte nur noch Aufruhr, innen und außen.

Er konnte spüren, wie er zwischen den beiden Doppelreihen wartender Männer hin und her brandete.

Er konnte ihn auch in sich selbst spüren.

Dom Philippe zählte bis hundert. Langsam. Dann öffnete er seine blauen Augen und schaute durch die Kapelle direkt auf den kleinen, rundlichen Mann, der mit offenen Augen dastand, die Hände über dem Bauch verschränkt, ein verhaltenes Lächeln in seinem unendlich geduldigen Gesicht.

Die Augen des Abts verengten sich kaum merklich zu einem finsternen Starren, dann fing er sich, hob seine schlanke rechte Hand und gab das Zeichen. Und die Glocken setzten ein.

Das perfekte, volltönende, harmonische Läuten verließ den Glockenturm und schwebte in das frühmorgendliche Dunkel davon. Es streifte über den klaren See, die Wälder, die sanft gewellten Hügel. Um von allen erdenklichen Geschöpfen gehört zu werden.

Und von vierundzwanzig Männern in einem fernen Kloster in Québec.

Ein Weckruf. Ihr Tag hatte begonnen.

»Das meinst du jetzt aber nicht ernst«, sagte Jean-Guy Beauvoir lachend.

»Und ob.« Annie nickte. »Bei allem was mir heilig ist, es ist die Wahrheit.«

»Willst du damit sagen«, er nahm ein weiteres Stück in Ahornsirup marinierten Speck von der Platte, »dein Vater

hat deiner Mutter einen Badvorleger geschenkt, als sie sich gerade kennenlernten?«

»Nein, nein. Das wäre echt lächerlich gewesen.«

»Finde ich allerdings auch«, sagte er und verspeiste den Speck mit zwei kräftigen Bissen. Im Hintergrund lief ein Lied von einem alten Beau-Dommage-Album. »La complainte du phoque en Alaska«. Über einen einsamen Seehund, dessen Liebe verschwunden war. Beauvoir summte die vertraute Melodie leise mit.

»Er hat ihn meiner Großmutter mitgebracht, als sie ihn zum ersten Mal zum Essen eingeladen hat.«

Beauvoir lachte. »Das hat er mir nie erzählt«, brachte er schließlich hervor.

»In einem zivilisierten Gespräch erwähnt Dad es normalerweise auch nicht. Arme Mom. Sie hat sich verpflichtet gefühlt, ihn zu heiraten. Er hätte sonst keine abbekommen.«

Beauvoir lachte wieder. »Die Messlatte ist also nicht gerade hoch. Ich könnte dir kaum was Popligeres schenken.«

Er griff neben dem Tisch in der sonnendurchfluteten Küche nach unten. Es war Samstagmorgen, ein schöner Frühherbsttag, und sie saßen beim gemeinsamen Frühstück. Auf dem kleinen Kiefernholztisch stand eine Platte mit gebratenem Speck und Rühreiern mit geschmolzenem Brie. Er war in einen Sweater geschlüpft und in die Bäckerei um die Ecke von Annies Wohnung in der Rue Saint-Denis gegangen, um Croissants und *pain au*

chocolat zu holen. Dann hatte er die Runde durch die lokalen Geschäfte gemacht und zwei Café au Lait, die Montrealer Wochenendzeitungen und noch etwas besorgt.

»Was hast du da?«, fragte Annie Gamache und beugte sich über den Tisch. Die Katze sprang zu Boden und suchte sich eine sonnenbeschienene Stelle.

»Nichts.« Er grinste. »Nur ein kleines *je ne sais quoi*. Ich hab es gesehen und sofort an dich gedacht.«

Beauvoir hob es hoch, damit es zu sehen war.

»Das sieht dir Idiot ähnlich«, sagte Annie lachend.

»Einen Klostampfer.«

»Aber mit einer Schleife dran«, sagte Beauvoir. »Nur für dich, *ma chère*. Wir sind jetzt drei Monate zusammen. So ein Jubiläum muss gefeiert werden.«

»Klar, das Klostampferjubiläum. Und ich habe nichts für dich.«

»Ich werde dir gerade noch mal verzeihen«, sagte er.

Annie nahm den Stampfer. »Ich werde jedes Mal, wenn ich ihn verwende, an dich denken. Obwohl wahrscheinlich du derjenige bist, der ihn am meisten brauchen wird. So voll, wie du davon bist.«

»Zu freundlich.« Beauvoir machte eine leichte Verbeugung.

Wie eine Schwertkämpferin mit einem Rapier stieß sie mit dem Stampfer nach ihm und stupste ihn mit der roten Gummisaugglocke.

Beauvoir grinste und nahm einen Schluck von seinem starken, aromatischen Kaffee. Typisch Annie. Während

andere Frauen wahrscheinlich so getan hätten, als wäre der blöde Stampfer ein Zauberstab, tat sie so, als wäre er ein Schwert.

Andererseits, wurde Jean-Guy bewusst, hätte er einer anderen Frau nie einen Klostampfer geschenkt. Nur Annie.

»Du hast mich angeschwindelt«, sagte sie und setzte sich wieder. »Offensichtlich hat dir Dad doch von der Badematte erzählt.«

»Ja, hat er«, gab Beauvoir zu. »Wir waren in Gaspé, in der Hütte eines Wilderers, und haben nach Beweisen gesucht, als dein Vater in einem Schrank nicht nur eine, sondern zwei nagelneue Badematten gefunden hat. Originalverpackt.«

Er sah beim Sprechen Annie an. Ihr Blick wich keinen Moment von ihm. Sie blinzelte kaum und achtete auf jedes Wort, jede Geste, jede Nuance. Auch Enid, seine Ex-Frau, hatte zugehört. Aber immer mit einer Spur von Verzweiflung, einer unterschwelligem Forderung. Als wäre er ihr etwas schuldig. Als ob sie sterben müsste und er die Medizin dagegen wäre.

Enid hatte an ihm gezehrt und ihm zugleich das Gefühl vermittelt, nicht zu genügen.

Annie war sanfter. Großzügiger.

Wie ihr Vater hörte sie aufmerksam und ruhig zu.

Mit Enid hatte er nie über seine Arbeit gesprochen, und sie hatte ihn nie danach gefragt. Annie erzählte er alles.

Als er jetzt das warme Croissant mit Erdbeermarmelade bestrich, erzählte er ihr von der Wildererhütte, von dem

Fall, von der brutalen Ermordung einer Familie. Er erzählte ihr, was sie gefunden, wie sie sich gefühlt, wen sie festgenommen hatten.

»Wie sich herausstellte, waren die Badvorleger die Schlüsselbeweise«, sagte Beauvoir und hob das Croissant zum Mund. »Obwohl wir lange gebraucht haben, um darauf zu kommen.«

»Hat Dad dir damals seine eigene traurige Bademattenstory erzählt?«

Beauvoir nickte kauend und sah den Chief Inspector in der dunklen Hütte vor sich. Wie er flüsternd die Geschichte erzählte. Sie waren nicht sicher gewesen, wann der Wilderer zurückkommen würde und hatten nicht in der Hütte entdeckt werden wollen. Sie hatten zwar einen Durchsuchungsbeschluss, wollten aber nicht, dass er das erfuhr. Während also die zwei Ermittler die Hütte rasch durchsuchten, erzählte Chief Inspector Gamache Jean-Guy Beauvoir von der Badematte. Wie er bei den Eltern der Frau, in die er hoffnungslos verliebt war, zum ersten Mal zum Essen eingeladen worden war und unbedingt einen guten Eindruck hatte machen wollen. Und irgendwie auf die Idee gekommen war, ein Badvorleger sei das ideale Gastgeschenk.

»Wie sind Sie denn darauf gekommen, Sir?«, hatte Beauvoir geflüstert, den Blick unablässig auf die gesprungene, von Spinnweben überzogene Fensterscheibe gerichtet, in ständiger Sorge, der Wilderer könnte jeden Moment mit einem erlegten Tier zurückkommen.

»Na ja.« Gamache hatte innegehalten und versucht, seine damaligen Gedankengänge nachzuvollziehen. »Diese Frage stellt mir meine Frau auch noch hin und wieder. Ihre Mutter hat sogar ständig gefragt. Ihr Vater dagegen hat einfach den Schluss gezogen, dass ich ein Schwachkopf bin, und es nie mehr zur Sprache gebracht. Das war schlimmer. Nach ihrem Tod haben wir die Badematte in ihrem Wäscheschrank gefunden, immer noch plastikverpackt und mit der Karte dran.«

Beauvoir hörte auf zu erzählen und schaute Annie an. Ihr Haar war noch feucht von ihrer gemeinsamen Dusche. Sie roch frisch und sauber. Wie ein Zitronenhain in warmem Sonnenschein. Kein Makeup. Sie trug warme Pantoffeln und weite, bequeme Kleidung. Annie war durchaus modebewusst und kleidete sich gern modisch. Aber noch lieber hatte sie es bequem.

Sie war nicht schlank. Sie war keine atemberaubende Schönheit. Annie Gamache hatte nichts von den Dingen, die er an Frauen immer attraktiv gefunden hatte. Aber Annie wusste etwas, was die meisten Menschen nie lernen. Sie wusste, was für ein Geschenk es war zu leben.

Um das zu lernen, hatte Jean-Guy Beauvoir fast vierzig Jahre gebraucht, aber dann war auch bei ihm der Groschen gefallen. Und jetzt wusste er, dass es nichts Schöneres gab.

Annie ging auf die Dreißig zu. Als sie sich zum ersten Mal begegnet waren, war sie ein linkischer Teenager gewesen. Als der Chief Inspector Beauvoir in seine Mordkommission in der Sûreté du Québec geholt hatte. Aus

den Hunderten von Agents und Inspectors unter seinem Kommando hatte er diesen jungen, nassforschenden Agent ausgesucht, den sonst niemand als Stellvertreter haben wollte.

Hatte ihn in sein Team integriert und schließlich, im Lauf der Jahre, sogar in die Familie.

Obwohl nicht einmal der Chief Inspector eine Ahnung hatte, wie sehr Beauvoir Teil der Familie geworden war.

»Jetzt haben wir also auch so eine Geschichte«, sagte Annie mit einem verschmitzten Lächeln, »mit der wir unsere Kinder vor ein Rätsel stellen können. Wenn wir sterben und sie dieses Ding hier finden, werden sie sich bestimmt wundern.«

Sie hielt den Stampfer mit seiner knallroten Schleife hoch.

Beauvoir wagte nicht, etwas zu sagen. Ahnte Annie, was sie da gerade gesagt hatte? Die Selbstverständlichkeit, mit der sie davon ausgegangen war, dass sie einmal Kinder bekommen würden. Enkelkinder. Miteinander sterben würden. In einem Zuhause, das nach frischen Zitronen und Kaffee roch. Und in dem es eine Katze gab, die sich in der Sonne zusammenrollte.

Sie waren jetzt drei Monate zusammen und hatten nie über die Zukunft gesprochen. Doch als er es jetzt hörte, erschien es ihm ganz natürlich. Als wäre das immer schon der Plan gewesen. Kinder zu haben. Gemeinsam alt zu werden.

Beauvoir rechnete nach. Er war zehn Jahre älter als sie und würde mit hoher Wahrscheinlichkeit als Erster sterben. Er war erleichtert.

Doch etwas bereitete ihm Sorgen.

»Wir müssen es deinen Eltern erzählen«, sagte er.

Annie wurde still und zupfte an ihrem Croissant herum.

»Ich weiß. Und es ist nicht so, dass ich nicht will. Aber«, sie hielt inne und blickte sich in der Küche um, bevor sie in ihr Wohnzimmer mit den Bücherregalen schaute, »so ist es auch schön. Nur wir zwei.«

»Machst du dir deswegen Gedanken?«

»Wie sie es aufnehmen werden?«

Annie zögerte, und Jean-Guys Herz begann plötzlich zu klopfen. Er hatte erwartet, dass sie es leugnen, ihm versichern würde, dass sie sich keinerlei Gedanken machte, wie ihre Eltern es aufnehmen würden.

Stattdessen zögerte sie.

»Ein bisschen vielleicht«, gab Annie zu. »Ich bin sicher, sie finden es klasse. Aber dadurch wird sich auch einiges ändern.«

Das war ihm durchaus klar, aber er hatte nicht gewagt, es sich selbst einzugestehen. Angenommen, der Chef war nicht mit ihrer Verbindung einverstanden? Ändern könnte er zwar nichts daran, aber eine Katastrophe wäre es trotzdem.

Nein, sagte sich Jean-Guy zum hundertsten Mal, es wird alles gut. Der Chief und Madame Gamache werden sich freuen. Sehr sogar.

Aber er wollte sicher sein. Er wollte Gewissheit. Das lag in seiner Natur. Es war sein Beruf, Fakten zu sammeln, und diese Ungewissheit forderte ihren Tribut. Sie war der einzige Schatten in einem plötzlich und unerwarteterweise so strahlenden Leben.

Er konnte den Chief Inspector nicht weiter belügen. Er hatte sich einzureden versucht, es wäre keine Lüge, er täte nichts weiter, als sein Privatleben für sich zu behalten. Aber wenn er ehrlich war, kam er sich wie ein Betrüger vor.

»Glaubst du wirklich, sie werden sich freuen?«, fragte er Annie und hasste die Unsicherheit, die sich in seine Stimme geschlichen hatte. Aber entweder bemerkte Annie sie nicht, oder sie störte sich nicht daran.

Sie beugte sich vor, stützte Ellbogen und Unterarme auf die Croissantbrösel auf dem Kiefern Tisch und ergriff seine Hand. Sie hielt sie warm in ihren.

»Wenn sie erfahren, dass wir zusammen sind? Mein Vater freut sich garantiert. Nur meine Mutter kann dich auf den Tod nicht ausstehen ...«

Als sie sein Gesicht sah, lachte sie und drückte seine Hand. »Ich mache doch nur Witze. Sie ist total hin und weg von dir. Von Anfang an. Sie sieht dich als Teil der Familie. Als einen weiteren Sohn.«

Er spürte seine Wangen brennen, als er diese Worte hörte, und schämte sich deswegen, merkte aber zugleich, dass sich Annie auch daran nicht störte und es nicht kommentierte. Sie hielt nur seine Hand und sah ihm in die Augen.

»Das hört sich ja gefährlich nach Inzucht an«, brachte er schließlich hervor.

»Ja«, pflichtete sie ihm bei und ließ seine Hand los, um einen Schluck Café au Lait zu nehmen. »Der Traum meiner Eltern ist wahr geworden.« Sie lachte und stellte die Tasse wieder ab. »Du weißt doch, dass er begeistert sein wird.«

»Überrascht auch?«

Annie dachte kurz nach. »Ich glaube, er wird baff sein. Komisch, nicht? Dad tut sein ganzes Leben lang nichts anderes, als nach Anhaltspunkten zu suchen, Details zusammenzufügen. Beweise zu sammeln. Aber wenn etwas direkt unter seiner Nase passiert, übersieht er es. Zu nahe wahrscheinlich.«

»Matthäus 10,36«, murmelte Beauvoir.

»Wie bitte?«

»Das ist etwas, was uns dein Vater in der Mordkommission immer vorbetet. Eine der ersten Lektionen, die er den Neuen mitgibt.«

»Eine Bibelstelle?« Annie sah ihn ungläubig an. »Mom und Dad gehen nie in die Kirche.«

»Anscheinend hat er sie von seinem Mentor, als er selbst zur Sûreté gekommen ist.«

Das Telefon klingelte. Nicht das robuste Läuten des Festnetzanschlusses, sondern das gut gelaunte, penetrante Trällern eines Handys. Es war das von Beauvoir. Er stürzte ins Schlafzimmer, um es vom Nachttisch zu holen.

Nummer wurde keine angezeigt, nur ein Wort.

»Chief.«

Fast hätte Beauvoir auf das kleine grüne Telefon-Icon gedrückt, besann sich aber eines Besseren. Er ging aus dem Schlafzimmer in Annes lichtdurchflutetes, mit Büchern gefülltes Wohnzimmer. Er wollte nicht mit dem Chef sprechen, wenn er vor dem Bett stand, in dem er sich an diesem Morgen mit dessen Tochter geliebt hatte.

»*Oui, allô*«, sagte er so beiläufig wie möglich.

»Entschuldigen Sie die Störung«, meldete sich die vertraute Stimme. Sie schaffte es, gleichzeitig entspannt und respektinflößend zu klingen.

»Überhaupt kein Problem, Sir. Was gibt's?« Beauvoir warf einen kurzen Blick auf die Uhr auf dem Kaminsims. Es war 10:23 Uhr an einem Samstagmorgen.

»Ein Mord.«

Dann war es kein privater Anruf. Keine Einladung zum Abendessen. Keine Frage zu einer Personalentscheidung oder einem Fall, der vor Gericht kam. Es war ein Ruf zu den Waffen. Ein Ruf zur Tat. Ein Ruf, der besagte, dass etwas Schreckliches passiert war. Und dennoch machte sein Herz schon seit mehr als zehn Jahren jedes Mal einen Sprung, wenn er diese Worte hörte. Es begann schneller zu schlagen. Und sogar ein bisschen zu tanzen. Nicht vor Freude über einen schrecklichen und frühzeitigen Tod, sondern weil er und der Chief Inspector und andere wieder einmal einer Spur folgen würden.

Jean-Guy Beauvoir liebte seinen Job. Doch jetzt schaute er zum ersten Mal in die Küche und sah Annie in der Tür stehen. Und ihn beobachten.

Überrascht stellte er fest, dass es jetzt etwas gab, was er noch mehr liebte.

Er schnappte sich sein Notizbuch, setzte sich auf Annies Sofa und notierte sich die Einzelheiten. Als er fertig war, schaute er auf das, was er geschrieben hatte, und hauchte:

»O Mann.«

»Das kann man wohl sagen«, bestätigte ihm Chief Inspector Gamache. »Können Sie bitte alles Nötige veranlassen? Und vorerst nur wir beide. Wenn wir da sind, nehmen wir einen Sûreté-Agent von dort mit.«

»Was ist mit Inspector Lacoste? Sollte sie vielleicht mitkommen? Nur um das Tatort-Team zusammenzustellen? Dann könnte sie ja wieder zurück.«

Chief Inspector Gamache zögerte nicht. »Nein.« Er lachte knapp. »Das Tatort-Team sind leider wir. Hoffentlich wissen Sie noch, wie so was geht.«

»Ich bringe den Staubsauger mit.«

»*Bon.* Meine Lupe habe ich schon eingepackt.« Nach einem kurzen Moment der Stille kam eine ernstere Stimme aus dem Hörer. »Wir dürfen keine Zeit verlieren, Jean-Guy.«

»*D'accord.* Ich muss nur noch kurz telefonieren und hole Sie in fünfzehn Minuten ab.«

»In fünfzehn Minuten? Wie wollen Sie das von Downtown schaffen?«

Beauvoir hatte ein Gefühl, als bliebe die Welt stehen. Seine kleine Wohnung war in der Innenstadt von Montréal, aber die von Annie war im Viertel Plateau Mont Royal, nur

wenige Straßen vom Haus ihrer Eltern in Outremont entfernt. »Heute ist Samstag. Da ist kaum Verkehr.«

Gamache lachte. »Seit wann sind Sie Optimist? Ich warte auf Sie, egal, wann Sie aufkreuzen.«

»Ich werde mich beeilen.«

Und das tat er. Rief an, erteilte Anweisungen, organisierte. Dann stopfte er ein paar Sachen in eine Reisetasche.

»Das ist aber viel Unterwäsche«, sagte Annie, die auf dem Bett saß. »Hast du vor, länger wegzubleiben?« Ihr Ton war leicht, was sie ausstrahlte aber nicht.

»Du kennst mich doch«, sagte er und drehte sich von ihr weg, um seine Dienstwaffe ins Holster zu stecken. Sie wusste, dass er sie hatte, sah sie aber nicht gern. Selbst für eine Frau, die sich nichts vormachte, hatte die Pistole etwas zu Reales. »Ohne den Stampfer brauche ich wahrscheinlich mehr Furzfänger.«

Sie lachte, und er war froh.

An der Tür blieb er stehen und stellte die Tasche ab.

»*Je t'aime*«, flüsterte er ihr ins Ohr, als er sie in den Armen hielt.

»*Je t'aime*«, flüsterte sie ihm ins Ohr. Und als sie sich voneinander lösten, fügte sie hinzu: »Pass auf dich auf.« Und dann, als er schon halb die Treppe hinunter war, rief sie: »Und pass bitte auf meinen Vater auf.«

»Werde ich. Versprochen.«

Sobald er weg war und sie sein Auto nicht mehr sehen konnte, schloss Annie Gamache die Tür und hielt die Hand

an ihre Brust.

Sie fragte sich, ob es ihrer Mutter all die Jahre genauso gegangen war.

Und wie es ihrer Mutter jetzt wohl ging? Ließ auch sie sich gegen den Türstock sinken, nachdem sie ihr Herz hatte gehen sehen? Nachdem sie es hatte gehen lassen.

Schließlich ging Annie zu den Bücherregalen in ihrem Wohnzimmer. Nach wenigen Minuten fand sie, was sie suchte. Die Bibel, die ihre Eltern ihr zur Taufe geschenkt hatten. Obwohl sie nicht in die Kirche gingen, hielten sie sich an die Rituale.

Und sie wusste, dass auch sie ihre Kinder taufen lassen würde, wenn sie welche bekäme. Sie und Jean-Guy würden ihnen ihre eigenen weißen Bibeln schenken, mit ihren Namen und den Taufdaten darin.

Sie schaute auf die dicke erste Seite. Und natürlich stand dort ihr Name. Anne Daphné Gamache. Und ein Datum. In der Handschrift ihrer Mutter. Aber statt eines Kreuzes hatten ihre Eltern zwei kleine Herzen unter ihren Namen gezeichnet.

Dann setzte sich Annie aufs Sofa und trank ihren inzwischen abgekühlten Café au Lait, während sie die Stelle in dem ungewohnten Buch nachschlug.

Matthäus 10,36.

»*Und des Menschen Feinde*«, las sie laut, »*werden seine eigenen Hausgenossen sein.*«

2

Das offene Aluminiumboot pflügte hopsend durch die Wellen und spritzte Tropfen frischen, kalten Wassers in Beauvoirs Gesicht. Er hätte weiter nach hinten rücken können, ins Heck. Aber er saß gern auf dem schmalen dreieckigen Sitz vorn im Bug. Er beugte sich vor und vermutete, dass er aussah wie ein Retriever, der kaum erwarten konnte, dass es losging. Dass die Jagd begann.

Aber es war ihm egal. Dann sah er eben so aus. Er war nur froh, dass er keinen Schwanz hatte, der seine einsilbige Fassade Lügen gestraft hätte. Ja, dachte er, ein Schwanz wäre ein großer Nachteil für einen Mordermittler.

Das Röhren des Boots, das Auf und Ab, die gelegentlichen Stöße waren belebend. Sogar die erfrischende Gischt und den Geruch von frischem Wasser und Wald mochte er. Und den Hauch von Fisch und Würmern.

Wenn es keine Mordermittler beförderte, wurde das kleine Boot offensichtlich zum Fischen verwendet. Nicht auf kommerzieller Basis. Dafür war es viel zu klein. Außerdem eignete sich der kleine See nicht für Fischfang im großen Stil. Nur zum Hobbyangeln. Der Bootsführer warf die Rute im klaren Wasser der felsigen Buchten aus.

Saß den ganzen Tag nur da, warf hin und wieder aus. Und holte ein.

Auswerfen. Und einholen. Allein mit seinen Gedanken.

Beauvoir schaute zum Heck. Eine seiner großen verwitterten Hände hatte der Bootsführer am Griff des Außenbordmotors. Die andere lag auf seinem Knie. Auch er war vornübergebeugt, eine Haltung, die er wahrscheinlich seit seiner Kindheit kannte. Die scharfen blauen Augen auf das Wasser vor ihm gerichtet. Auf Buchten und Inseln, die er ebenfalls seit seiner Kindheit kannte.

Konnte es Spaß machen, immer wieder das Gleiche zu tun, fragte sich Beauvoir. Früher war ihm schon der bloße Gedanke unerträglich gewesen. Routine, Wiederholung. Für ihn war es gleichbedeutend mit Tod, oder zumindest todlangweilig, ein vorhersehbares Leben zu führen.

Inzwischen war er sich da nicht mehr so sicher. Im Moment rauschte er in einem offenen Boot einem neuen Fall entgegen. Mit dem Wind und der Gischt in seinem Gesicht. Doch er sehnte sich einzig und allein danach, zusammen mit Annie auf dem Sofa zu sitzen und die Sonntagszeitung zu lesen. Das zu tun, was sie jedes Wochenende taten. Immer und immer wieder. Immer und immer wieder. Bis er starb.

Trotzdem, wenn er nicht bei ihr sein konnte, war das hier seine zweite Wahl. Er blickte sich um, betrachtete die Wälder. Die Felsbuchten. Den verlassenen See.

Es gab schlechtere Büros als dieses.